

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung

Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein

Band: 82 (1937)

Heft: 21

Anhang: Unsere Pflichten gegenüber Mundart und Schriftdeutsch : Vortrag gehalten an der Jahresversammlung des Deutschschweizerischen Sprachvereins : Sonntag, den 22. Wintermonat 1936 in St. Gallen

Autor: Greyerz, Otto von

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Überreicht vom Deutschschweizerischen Sprachverein

Unsere Pflichten gegenüber Mundart und Schriftdeutsch

Vortrag gehalten an der Jahresversammlung des
Deutschschweizerischen Sprachvereins
Sonntag, den 22. Wintermonat 1936 in St. Gallen

von
Otto von Greyerz

Sonderabzug aus der Rundschau
des Deutschschweizerischen Sprachvereins 1936



Buchdruckerei Emil Fliick, Bern

Der Deutschschweizerische Sprachverein

ladet hiermit zum Beitritt und zur Mitarbeit ein.

Er ist ein Bund von Schweizerbürgern zur Pflege und zum Schutz der deutschen Sprache in der Schweiz.

Er will Liebe und Verständnis für die deutsche Muttersprache wecken, das im Sprachgefühl schlummernde Volksbewußtsein kräftigen und der deutschen Sprache auf schweizerischem Boden zu ihrem Recht verhelfen.

Die Mitglieder des Vereins machen sich zur Aufgabe:

Im eigenen Sprachgebrauch, sowohl in der Mundart als in der Schriftsprache, Reinheit, Eigenart und Schönheit der deutschen Sprache zu pflegen und in ihrer Umgebung für diese Bestrebungen einzutreten und Freunde zu werben.

Der Jahresbeitrag von vier Franken berechtigt zum kostenlosen Bezug der regelmäßigen Veröffentlichungen des Vereins (der jährlichen „Rundschau“ und der zweimonatlichen „Mitteilungen“) und gegebenenfalls sonstiger geeigneter Arbeiten, der von sieben Franken außerdem zum kostenlosen Bezug der (reichhaltigen und gediegenen) Zeitschrift „Muttersprache“ des Deutschen Sprachvereins.

Auskunft erteilt die Geschäftsstelle in Rüsnacht (Zürich).

Unsere Pflichten gegenüber Mundart und Schriftdeutsch.

Vortrag gehalten an der Jahresversammlung des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Sonntag, den 22. Wintermonat 1936 in St. Gallen
von Otto von Greherz.

Geehrte Versammlung!

Die Ankündigung von Sprachpflichten hat für viele Leute nichts Einladendes. Als ob man nicht Pflichten mehr als genug hätte! Berufspflichten, Vereinspflichten, bürgerliche, soziale Pflichten, Pflichten gegenüber der Familie, dem Staat, der Kirche, der Menschheit — und nun noch Sprachpflichten! Das überläßt man den Schulmeistern, den Sprachvereinslern und anderen Deutschtümmlern! Ich bin ein freier Schweizer und rede wie mir der Schnabel gewachsen ist! Sprachpflege, Sprachreinigung — rentiert das überhaupt?

Solche Gedanken und Fragen sind bezeichnend für unsre Zeit, die nahe daran ist, alle Güter des Lebens nur noch nach ihrem Geldwert zu beurteilen; eine Zeit, in der so viele glauben, ihr Haus, ihren Körper, ihre Gesundheit, ja das Leben genügend versorgt zu haben, wenn sie bei einer Versicherungsgesellschaft versichert sind, und wo unzählige Sportleute um eines Rekords willen ihr Leben mir nichts, dir nichts aufs Spiel setzen mit dem einzigen Trost, dafür versichert zu sein!

In einer Welt, die so denkt, darf man nicht viel Verständnis erwarten für einen Sprachverein, der nichts anderes erstrebt als das Wohl der Sprache; für einen Verein, der keinen unmittelbaren Nutzen, keinen greifbaren Vorteil bringt; der seinen Mitgliedern im Gegenteil Pflichten auferlegt, die ins tägliche Leben eingreifen, indem sie die Reinhaltung der Sprache, sei's im mündlichen oder schriftlichen Verkehr, zu einer Gewissenssache machen.

Die Gleichgültigkeit gegen die Sprache ist jedoch nicht gleichmäßig verbreitet. Sie ist vor allem ein deutsches Laster und darum auch in der Schweiz bei der deutschsprachigen Bevölkerung am häufigsten zu finden. In der welschen Schweiz und im Tessin ist die Hochhaltung

und Pflege der Sprache eine Selbstverständlichkeit. Klar, deutlich, richtig und gefällig zu sprechen ist dort Bedürfnis und gesellschaftliche Pflicht. Uns dagegen fehlt vor allem der Sinn für die Wichtigkeit des sprachlichen Ausdrucks, die Freude an schöner Sprachform. Das zeigt sich schon in den Anfängen der Sprechkunst: in der nachlässigen, unhöflichen Art, mit der wir beim Sprechen die Aufmerksamkeit des Zuhörenden in Anspruch nehmen: bald sprechen wir zu laut, bald zu leise oder sonst undeutlich, mit halbgeschlossenem Mund, die Vokale im Rachen, die Konsonanten zwischen den Zähnen zerquetschend, wenn nicht gar ein brennender Stumpfen dazu auf- und abwippt! Wir fangen unsre Sätze an, ohne sie zu vollenden; wir ändern den Satzbau mitten im Reden, werfen dem Zuhörer Satzbruchstücke vor und überlassen ihm die Arbeit, sich ein Ganzes daraus zu machen — das alles ist so allgemeiner Brauch, daß es den meisten Leuten kaum mehr auffällt. Man rühmt dem Deutschschweizer große Kenntnisse in fremden Sprachen nach; jedenfalls ist er bemüht wie kaum ein Ausländer, fremde Sprachen zu lernen und zu sprechen. In der Pflege der eigenen Sprache aber, des hörbaren Sprechens vor allem, verrät er wenig oder keine Bildung. Seine Bemühung um guten Ausdruck fängt erst bei der Fremdsprache an.

Darum begreifen so viele nicht, daß wir uns im Sprachverein um die Muttersprache bemühen; daß wir es aus Liebe zu ihr tun, aus innerem Antrieb, ohne andern Gewinn als den, uns durch sie geistig zu bereichern und zu vertiefen. Wir fühlen uns, jeder an seinem kleinen Teil, mitverantwortlich für den Zustand der Muttersprache, ihre Stellung und Geltung unter den andern Sprachen. Sprache ist ja nichts Fertiges außer uns — es wäre denn eine tote Sprache — sondern ein immerfort werdendes, an dem wir selbst, jeder in seinem engen Bezirk, mitarbeiten. Jede lebende Sprache bildet und verändert sich durch das alltägliche Sprechen einer Sprachgemeinschaft, und daran hat jeder von uns teil, der eine mehr, der andere weniger, je nach seiner gesellschaftlichen und beruflichen Stellung.

Anderen, die sich der Mitverantwortung nicht bewußt sind, ist die Muttersprache nichts als ein Verkehrsmittel, das unmittelbar zur Verständigung, mittelbar zu ihrem Fortkommen dient. Uns ist sie ein geistiges Vätererbe, das wir zu wahren und, durch allen Zeitwandel hindurch, reinzuhalten bestrebt sind; ein Erbe, das Jahrhunderte zurück die Einheit aller deutschen Stämme bezeugt. Sie ist uns Erzieherin aller deutschredenden Völker, die durch sie die Welt auf eigene Art

erkennen, deuten und werten gelernt haben. Denn wer in einer bestimmten Sprache aufwächst, kann nicht anders als die Welt so anschauen und verstehen wie diese Sprache sie anschaut und versteht. Dieses Vätererbe ist uns nicht nur verehrungswürdig, weil es alt ist, sondern weil es das veranschaulicht, was unser Wesen ist; weil wir also in ihm uns selbst, unser deutsches und deutschschweizerisches Wesen wiedererkennen. So wird die Muttersprache uns teuer als Ausdrucksmittel unsrer Eigenart. Innerhalb der Gemeinschaftssprache ist Spielraum genug für persönliche Sprachgestaltung, in der das Persönliche sich eigenartig ausspricht und auf andere einwirkt.

Uns Deutschschweizern ist die Pflege der Muttersprache erschwert durch den Gegensatz von Mundart und Schriftsprache. Wir haben die doppelte Pflicht, Mundart und Schriftsprache nebeneinander zu pflegen; jene, weil wir ihr von Natur verhaftet sind, diese, weil wir sie als Angehörige eines größeren Kulturkreises nicht entbehren können. Dieser Gegensatz ist bei uns noch immer unüberbrückt und unüberwunden. Es ist der Gegensatz zwischen Gebildeten, die die Schriftsprache einigermaßen beherrschen, und dem Volk, das sie nicht beherrscht, sie zwar genügend versteht, sich aber in ihrem mündlichen Gebrauch gehemmt fühlt.

Unsere Groß- und Urgroßväter haben in diesem Gegensatz noch keine nationale Gefahr erblickt. Zu ihrer Zeit lebten Mundart und Schriftsprache in friedlichem Nebeneinander; jene als vertrauliche Sprache des Alltags, diese als Form des schriftlichen Verkehrs und der amtlichen und feierlichen Rede. Ein sicheres Gefühl der Kulturgemeinschaft verband uns mit den Deutschen und Oesterreichern gleicher Zunge. Erst durch die Folgen des Weltkrieges, durch das Aufkommen eines verschärften Nationalismus in den Ländern um uns her, durch die Lehre von dem durch Blut, Boden und Sprache bedingten Staat ist dieses Gefühl der Kulturgemeinschaft erschüttert und sind Fragen aufgewühlt worden, die uns früher nicht beunruhigten. Die Lehre des Faschismus in Italien und die des Nationalsozialismus in Deutschland stehen im schärfsten Widerspruch zum Geist der Volksherrschaft in unserm Lande und zur Anerkennung gleichberechtigter Stämme und Sprachen in unserm Staatsverband. Wie haben diese neuen Strömungen auf das Sprachbewußtsein unsres Volkes eingewirkt?

Unsre tessinischen Brüder sind von der neuen Lehre und ihrer Anwendung auf die italienische Außenpolitik zuerst und am gefährlichsten bedroht worden. Die Wirkung war ein umso kräftigeres Be-

kenntnis zur Eidgenossenschaft und eine umso größere Wachsamkeit gegen politische Einflüsse von Italien her. Aber niemals haben die Tessiner ihre innige Verbundenheit mit dem sprachlichen Mutterland und der italienischen Kultur verleugnet; im Gegenteil, sie haben sie angesichts der wachsenden deutschredenden Bevölkerung in ihrem Kanton mit entschiedener Sprache verteidigt. Und so haben auch unsre Westschweizer, unbekümmert um die in Frankreich wechselnden politischen Systeme, unbekümmert auch um die peinlichen Erfahrungen im Genfer Zonenhandel und im Völkerbund, die enge Verbundenheit mit der französischen Kultur niemals in Frage gezogen.

Nur wir Deutschschweizer haben, in unsrer Empörung über das Hitlerregiment, den Kopf verloren und nicht mehr zu unterscheiden vermocht zwischen Politik und Kultur, zwischen einem zeitlich bedingten politischen System und dem durch Jahrhunderte bewährten Bleibenden und Unverwelflichen, was die deutsche Kulturwelt, zu der wir gehören, an geistigen Werten geschaffen hat. In dieser Kopflosigkeit haben unwissende Leute, die von mächtigen Kultureinflüssen an sich selber nichts verspüren und die geschichtlichen Tatsachen unsrer Sprachzustände nicht kennen, den verwegenen Satz von der Selbstherrlichkeit des Schweizerdeutsch und einer schweizerischen Kultur aufgestellt. In gänzlicher Verkennung der tatsächlichen Sprachverhältnisse haben sie die Theorie von einem „autochthonen Schweizervolk“ erfunden, das von den Kelten oder gar von den Pfahlbauern abstamme und sich nur auf seine eigene Sprache und Kultur zu besinnen brauche, um sich vom Deutschtum des Auslandes loszureißen und die Sprache zu behaupten, die die deutschen Machthaber ihm durch die Schriftsprache erdrücken wollen.

Solche Stimmen sind im „Schweizer Spiegel“ zu finden, der in seiner Septemberrnummer Äußerungen sehr ungleicher Art über unser Verhältnis zum heutigen Deutschland zusammengestellt hat. Eine dieser Stimmen wirft uns Sprachfreunden und Sprachgelehrten vor, wir hätten eine Lehre erfunden von enger Verwandtschaft zwischen schweizerischer Mundart und deutscher Schriftsprache; wenn man uns Glauben schenkte, so wäre die Nordschweiz nur eine kleine Sprachprovinz des großdeutschen Sprachraumes und unser Schweizerdeutsch nur ein Teildialekt der deutschen Sprache. — Sonderbare Verwirrung! Warum gerade die Nordschweiz herausheben, da doch die Südschweiz mit dem Berner Oberland, dem Oberwallis und den Wallserkolonien es ist, die durch ihre alttertümliche Sprache uns die Verwandtschaft mit

dem Germanentum des frühen Mittelalters vor Augen führt! Und dann: unser Schweizerdeutsch sei nur ein Teildialekt der deutschen Sprache — was wäre es denn sonst? Warum hieße es Schweizerdeutsch, wenn es nicht das Deutsch der Schweizer wäre, eine deutsche Mundart?

Kein Wunder, daß man, in solchen Irrtümern befangen, den Rückgang unsrer Mundarten als Wirkung deutscher Machtpolitik erklären will, die darauf ausgehe, uns die angestammte Volkssprache zu entreißen, damit wir durch die deutsche Gemeinsprache umso leichter zu gewinnen seien für einen Wiederanschluß an das Reich. Solchen zerstörenden Absichten begegne der Schweizer dadurch, daß er sich auf sein nationales Volkstum besinne und sich des Gemeinschaftswertes der schweizerischen Muttersprache bewußt werde. „Das aber“, fährt jene Stimme im Schweizerspiegel fort, „bedeutet Entfremdung vom deutschen Kulturbewußtsein.“ Dann gelte uns die deutsche Gemeinsprache „nur noch als notwendige Fremdsprache.“

Man stelle sich einen Augenblick vor, daß ein Welschschweizer oder ein Tessiner eine entsprechende Aufforderung zu hören bekäme — der Gedanke würde ihn tief entrüsten, daß er den Zusammenhang mit dem sprachlichen Mutterland und der Urheimat seiner Kultur sollte verleugnen können.

Dem gegenüber haben die Sprachvereine, die heute hier vertreten sind: der Deutschschweizerische Sprachverein und die Vereine für deutsche Sprache in St. Gallen und Bern, bei ihrer Gründung schon übereinstimmend den Boden der Wirklichkeit betreten, indem sie ihre Aufgabe als eine doppelte erkannt haben: Die Sprachvereine werben für ein gutes und möglichst reines Schriftdeutsch und zugleich für gute schweizerdeutsche Mundart. Der Deutschschweizerische Sprachverein hat in seinen Satzungen den Gedanken so ausgesprochen:

„Die Mitglieder machen sich zur Aufgabe, im eigenen Sprachgebrauch, sowohl in der Mundart als in der Schriftsprache, Reinheit, Eigenart und Schönheit der deutschen Sprache zu pflegen und in ihrer Umgebung für diese Bestrebungen einzutreten und Freunde zu werben.“

Und die Vereine für deutsche Sprache in St. Gallen und Bern sagen:

„Der Verein will . . . Liebe und Verständnis für die schweizerischen Mundarten und für die deutsche Schriftsprache wecken und den Sinn für ihre Reinheit, Richtigkeit und Schönheit heben.“

Die Mundart ist dabei aufgefaßt als unsre innerste Heimat und

eigentliche Muttersprache, die Schriftsprache als die uns nächstverwandte Weltsprache, durch die wir am Geistesleben einer größeren Sprachgemeinschaft teilhaben. Es ist ja begreiflich, daß das Volk, sofern es nur in der Arbeit des Alltags lebt und keine höheren geistigen Bedürfnisse hat, in der Mundart vollständiges Genügen findet und ihr den Vorzug gibt. Und es ist andererseits auch begreiflich, daß die Gebildeten, denen der Anschluß an die deutsche Literatur, Kunst und Wissenschaft ein unabweisliches Bedürfnis ist, das Hauptgewicht auf die Erwerbung der Schriftsprache legen. So erklärt es sich auch, daß unsere Schulen in ihren Lehrplänen nicht von der Mundart reden, sondern von der Schriftsprache, deren Beherrschung das Ziel sein soll. Diese beiden Auffassungen sollten durch Mäßigung vereinigt, nicht durch Einseitigkeit übertrieben werden. Aber da gehen die Ansichten weit auseinander. Man denke an Gottfried Keller, dem doch niemand echtes Schweizertum wird absprechen wollen und der gleichwohl recht verächtlich von Mundartdichtung sprach und von einer schweizerischen Literatur nichts wissen wollte. Und man denke an den Verfasser des Buches „Alemannisch“, Dr. Emil Bär, der eine mundartliche Einheitsprache für die ganze Schweiz befürwortet und die neuhochdeutsche Schriftsprache in der Schule nur noch als Fremdsprache zulassen will. Andere gehen noch weiter, indem sie das Schriftdeutsch als für uns überflüssig erklären, mit der Begründung, auf Schweizerdeutsch lasse sich alles ebenso gut und schön sagen wie auf Schriftdeutsch. (Scheitlin, St. Gallen im „Schweizerpiegel“).

Jahrhundertlang war die Verachtung der Mundarten unter höher Gebildeten allgemein, und eigentlich erst seit Hebels alemannischen Gedichten und der warmen Besprechung, die Goethe ihnen widmete, haben auch gebildete und gelehrte Leute über den Wert der Mundart anders zu denken angefangen. Heute ist es bei uns Mode geworden, die Mundart gegen die Schriftsprache auszuspielen. Seit dem Systemswechsel in Deutschland glaubt man gut vaterländisch zu sein, wenn man die Mundart lobpreist und die Schriftsprache mit Geringschätzung behandelt.

Diesen Schwankungen und Einseitigkeiten gegenüber haben unsere deutschschweizerischen Sprachvereine ihre maßvolle, vermittelnde Haltung bewahrt. Unbeirrt durch politische Leidenschaft haben sie auf Grund sprachgeschichtlicher Tatsachen und Erkenntnisse an der Pflege der Mundart wie der Gemeinsprache festgehalten. Den blinden Verehrern der neuen Lehre, daß wir in unserm Schweizerdeutsch eine

„autochthone“, d. h. ursprüngliche, unserm Boden entsprungene Sprache besitzen, halten sie die Tatsachen der Sprachgeschichte entgegen. Aus diesen geht hervor, daß unser Alemannisch von den Alemannen jenseits des Rheins, einem der mächtigsten germanischen Völkerstämme, in unser Land gebracht worden ist; daß es im Wesentlichen dieselbe Sprache ist, die im Oberelsaß, im südlichen Baden, im Allgäu und in Vorarlberg gesprochen wird; daß es in enger Verwandtschaft mit dem heutigen Schwäbisch steht und in vielen wesentlichen Eigentümlichkeiten des Wortschatzes, des Lautstandes, der Wortbildung und Wortbiegung mit den bayrischen Mundarten Oesterreichs und Bayerns übereinstimmt. Alemannisch, Schwäbisch und Bayrisch, als die drei oberdeutschen Mundarten, haben unverkennbare Gemeinschaft in verschiedenen Sprachercheinungen: so im Festhalten an den alten Zwielaute *ie, uo, üe*, welche, auch wo sie sich verändert haben, doch immer Zwielaute geblieben sind (*lieb, guet, früeh*); in der Verkürzung der Vorsilbe *ge-* (*gsehn, gsgt, gseit, gfloge*); im Fehlen des Umlauts in der 2. und 3. Person der Gegenwartsform starker Zeitwörter (*er fahrt, fällt, läuft*); im Verlust des Indikativs der einfachen Vergangenheit (*i bi gange, i hab gsehn*); in den Verkleinerungsformen mit *I* (*Röfli, Röfl, Seppli, Sepperl*); im Gebrauch des bestimmten Artikels bei Personen- und Verwandtschaftsnamen (*der Toni, d'Kessl, der Batter, ds Müeti*) und in zahllosen Beispielen oberdeutschen und nur oberdeutschen Wortschatzes (*Gaden, Imbiß, Eifen, Benne, Tobel, gaumen, lüpfen* usw.).

In zwei Grundzügen der hochdeutschen Sprache: in der hochdeutschen Lautverschiebung und in der aus germanischer Zeit übernommenen Stammsilbenbetonung hat sich das Alemannische, und insbesondere das „Hochalemannisch“ der deutschen Schweiz, durch zähes Festhalten des alten Sprachzustandes ausgezeichnet. Die Verschiebung des germanischen *k* zu *ch* (niederl., niederdeutsch *sprecken*, hochd. *sprechen*; vgl. *smoken* — *schmauchen*; *zaak*, *sake* — *Sache*) ist im Hochalemannischen auch im Wortanlaut und in Lautverbindungen durchgeführt, wo die andern hochdeutschen Mundarten und nach ihnen das Schriftdeutsch bei *k* stehen geblieben sind: *Kirche* — *Chilche*, *Küche* — *Chuchi*, *klein* — *chly*, *krank* — *chrank*, *stark* — *starch*, *Wolke* — *Wulche* (neben *Wulkche, Wolkche*); in einem Teil der südlichen Schweiz ist *k* auch in der Verbindung *nk* verschoben: *denken* — *däiche*, *Trank* — *Trauch*.

So ist auch die germanische Stammsilbenbetonung nirgends so folgerichtig durchgeführt wie im Hochalemannischen der Schweiz, wo

nicht nur alteingedeutschte Wörter wie Cheschtene (Kastanie), Chemi (Kamin), Spinet (Spinat), Jänner (Januar), Herkli (Hermelin), sondern auch neuere Fremdwörter wie Hottel, Utteliee, Gasino, Sahara usw. meistens noch mit dem Ton auf der ersten Silbe gesprochen werden.

Weniger leicht nachweisbar, aber nicht weniger wirklich ist in unserm Schweizerdeutsch die Erhaltung ursprünglicher Sinnlichkeit und Anschaulichkeit des Ausdrucks, namentlich in der redensartlichen Bildersprache, die demjenigen, der mit altdeutscher Literatur vertraut ist, oft den Eindruck lebendig gebliebenen Altertums macht. Dazu gehört auch die einfache Satzfügung, die Abneigung gegen sachverbindende Formwörter (zwar, indem, insofern, obgleich), gegen alle nicht ganz einfachen Satzgefüge, besonders auch gegen Infinitiv- und Partizipialfügungen, und nicht zuletzt die Erhaltung einfach logischer Wortfolge bei Infinitiven: i bi ga luege (ich bin schauen gegangen), me het's nit chönne wüsse (man hat es nicht wissen können) u. dgl. Für jedermann am leichtesten erkennbar ist die germanische Altertümlichkeit unsrer Mundart in den vielen nur noch ihr eigenen Wörtern, zu deren Erklärung die Wissenschaft auf das Althochdeutsche, das Gotische oder andre germanische Sprachen (Skandinavisch, Englisch, Holländisch) oder selbst auf abgelegenere indogermanische Sprachen zurückgreifen muß.

All das zusammengefaßt: das Schweizerdeutsch ist nicht, wie seine naivsten Lobredner glauben, eine Sprache für sich, aus unsrem Boden entsprossen, ohne Verwandtschaft mit den deutschen Mundarten jenseits unsrer Grenzen, ohne Anteil an der uralten Einheit germanischer Sprache; es ist im Gegenteil, trotz romanischen Einflüssen, eine der unverfälschtesten, in ihrem germanischen Grundwesen unversehrtesten Mundarten, unter den hochdeutschen die hochdeutsche, wenn man so sagen darf, zäh und konservativ festhaltend nicht nur an altgermanischen Wortwurzeln, sondern auch an germanischen Betonungsgesetzen und Wortbildungsformen. Seine Schönheit ist durchaus germanischer Art, ohne Glanz des Wohlklangs und rednerischer Gebärde, im Gegenteil, eher rauh und geräuschvoll in der Häufung seiner Konsonanten, aber naturhafter in der schallnachahmenden und sinnbildlichen Macht seiner Wörter, in der immer noch lebendigen Zeugungskraft seiner Wortbildungsformen.

Und wie steht es nun mit der Behauptung, das Neuhochdeutsche sei für uns eine Fremdsprache und das Volk verstehe sie nicht oder habe kein inneres Verhältnis zu ihr?

Da ist zunächst wohl zu unterscheiden zwischen gesprochener und

geschriebener (oder gedruckter) Sprache. Gehen wir einmal von der Mundart aus. Sprechen kann sie jeder, lesen können sie die meisten nur mit Mühe, ans Schreiben wagen sich nur wenige. Mit der Schriftsprache ist es nun gerade umgekehrt: lesen kann sie jedermann (mit mehr oder weniger Verständnis), schreiben geht schon schwerer, aber es geht — man hat es in der Schule gelernt; sprechen hingegen ist das Schwerste, und man umgeht es wo man kann. Durch die Schriftform ist unser Volk, seitdem es eine Schule gibt, mit dem Neuhochdeutschen vertraut geworden. In der Schule hat es lesen, nicht sprechen gelernt. Und auf diesem Wege, zuerst aus geistlichen Lehr- und Liederbüchern, dann aus Volkskalendern und Geschichtenbüchern, hat es sich einen schriftdeutschen Sprachschatz angehäuft, den es zwar nur zum kleinsten Teil in Sprechsprache umsetzen kann, der aber doch sein geistiger Besitz ist. Und so liest sich unser Volk auch heute noch in die Schriftsprache hinein, versteht viel mehr davon als es sagen kann, und empfängt Eindrücke im Gemüt, die deshalb nicht weniger tief und wirklich sind, weil sie im Innern verstummen.

Die neuhochdeutsche Sprache ist keine Fremdsprache für uns. Weitaus der größte Teil ihres Wortschatzes ist uns aus der Mundart vertraut oder durch die Regelmäßigkeit der Lautunterschiede erklärlich. In einem einfachen Schriftwerk wie etwa einer Kindererzählung, einer Volksfage oder biblischen Geschichte findet sich, nach gemachten Versuchen, durchschnittlich ein Wort unter zehn, das unsrer Mundart fremd ist. Befremdend wirkt bei vielen Wörtern nur die Bildungs-, insbesondere die Biegungsform (so z. B. im Genetiv und in der Vergangenheitsform starker Zeitwörter); auch in der Bedeutung decken sich bekannte Wörter nicht immer und führen dadurch zu Mißverständnissen. Der fühlbarste Unterschied aber liegt in der Lautform, auch bei sonst übereinstimmenden Wörtern; da er jedoch in den meisten Fällen gesetzmäßig ist, findet sich das Kind durch Übung ziemlich rasch und leicht hinein. Man beobachte nur, wie leicht unsre Kinder, schon vor dem Leseunterricht, beim Singen und Nachsprechen von Kinderspielversen („Häslein in der Grube saß und schlief“) die deutschen Lautformen annehmen und wie sie beim Nacherzählen von Märchen die eingestreuten schriftdeutschen Verse („Spieglein, Spieglein an der Wand“) ganz unbefangen auch schriftdeutsch wiedergeben.

Unser Volk hat, seitdem es in der Schule lesen lernt, also seit vier Jahrhunderten, die deutsche Schriftsprache vor allem lesend in sich aufgenommen; es hat den Katechismus, die Bibel, die Kirchen-

lieder, auch viele Volkslieder in schriftdeutscher Form lesen und zum Teil auswendig hersagen oder singen gelernt, und so hat sich neben dem mundartlichen ein schriftdeutsches Sprachgefühl in ihm gebildet, von dem es auch beim Schreiben und Sprechen geleitet wird. Man bildet sich wohl etwa ein, echte Schweizer Volkslieder seien mundartlich gedichtet. Dem widerspricht die Tatsache, daß gerade unsre älteren und ältesten Volkslieder, worunter auch die historischen Lieder, die von den Heldentaten der Eidgenossen berichten, niemals rein mundartlich überliefert sind, sondern in einer der damaligen oberdeutschen Schrift- oder Kanzleisprache angepaßten Sprachform. Auch die alten Volksschauspiele weisen diese mundartlich gefärbte, aber der Absicht nach allgemeindeutsche Schriftsprache auf. Man darf ferner daran erinnern, daß auch unsere vaterländischen Festspiele, die besonders seit der Sempacher Schlachtfeier von 1886 aufgeblüht sind, nach dem Willen des Volkes schriftdeutsche Form haben; daß Schillers „Wilhelm Tell“ sich heute noch der größten Volkstümlichkeit erfreut und den mundartlichen Teldichtungen, mögen sie noch so gelungen sein, den Weg versperrt. Man mag den Wert der Mundart noch so hoch ansetzen — nach dem Gefühl unsres Volkes ist die deutsche Schriftsprache eine Kunstform, die aus dem Alltag heraushebt und der gehobenen Stimmung eines feierlichen Anlasses den gemäßen Ausdruck gibt. Man kann diesem Bedürfnis nach einer Feiertagsprache bis in scheinbar abliegende Volksbräuche nachgehen: ich denke hier an die Hausinschriften aus älterer Zeit, die man vornehmlich in unsern Berggegenden findet; sie sind nie in reiner Mundart abgefaßt, sondern, je weiter sie zurückreichen, umso häufiger in jener Schreibform, die in oberrheinischen Landen allgemein üblich war. Es gehörte wohl zur Feierlichkeit des Augenblicks, daß der Bauer, wenn er sein Haus oder seine Sennhütte mit einem Spruch schmücken wollte, durch die gehobene Sprachform sein ernstes Denken und Empfinden andeutete.

Neben den eigentlichen (einheimischen oder eingewanderten) Volksliedern sind auch viele Kunstlieder der klassischen und romantischen Literatur bei uns heimisch geworden. Zuerst von Studentenvereinen und vaterländischen Männerchören gesungen, fanden sie den Weg zum einfachen Volk, das sie, ohne besondere Kunstübung, bei gebotenem Anlaß frei aus dem Gedächtnis sang, unbekümmert um Verfasser- und Komponistennamen, als ob es Volkslieder wären. Lieder von Goethe, Schiller, Uhland, Eichendorff, Wilhelm Müller, Heine, Chamisso usw. sind auf diesem Wege, ohne Zwang, nach freier Auswahl

des Volksgeschmacks zu Volksliedern geworden und werden noch heute so gesungen. Wäre das möglich, wenn unser Volk, wie behauptet worden ist, das Neuhochdeutsche als Fremdsprache empfände und kein tieferes Gefühl für sie hätte?

Das friedliche Nebeneinander von Mundart und Schriftsprache, das unsre Großväter noch selbstverständlich fanden, das aber jetzt gestört ist, zeigt seine Fortdauer besonders deutlich in jener langen Reihe von Schriftstellern unsres Landes, die abwechselnd bald in der einen, bald in der andern Sprachform gedichtet haben. Zu ihnen gehören besonders viele Basler, die dem Beispiel J. P. Hebels gefolgt sind: Hagenbach, Meyer-Merian, Mähly, in neuer Zeit auch Dominik Müller und C. A. Bernoulli. Noch vor den Baslern beschritten zwei Berner diesen Weg: G. J. Ruhn und J. R. Wyß der jüngere; ihnen folgten später Rud. v. Tavel, Fankhauser, Gfeller, Balmer. Eine geschlossene Reihe stellen die Solothurner ins Feld: F. J. Schild, Bernh. Wyß, Joachim, Hoffstätter, Reinhart. Zürich ist durch Aug. Corrodi, Rich. Schneiter und C. Eschmann vertreten, der Aargau durch Ad. Frey, P. Haller, Sophie Hämmerli-Marti. Vereinzelt, aber bedeutend durch ihre zweisprachige Schriftstellerei, stehen aus andern Kantonen Lienert und Huggenberger im Vordergrund unsres Schrifttums. Alle diese Namen verkörpern so recht den Sprachgeist der deutschen Schweiz: die Doppelliebe zur Mundart und zur Schriftsprache, das Bedürfnis, sich bald in der Natursprache des Herzens zu einem Kreis von Vertrauten, bald in der Gemeinsprache deutschen Geistes an eine unbegrenzte Zuhörerschaft zu wenden.

Nun hat sich aber, wie Sie alle wissen, eine Art von Ausgleich zwischen den beiden Gegensätzen angebahnt, indem viele Schweizer, wenn sie gebildet reden wollen — namentlich in Sitzungen und sonst vor Versammlungen — aus Bequemlichkeit beide Sprachen miteinander verbinden: sie drücken Gedanken, die ihnen in schriftdeutscher Form geläufig sind, in mundartlicher Lautform aus, und so entsteht die bekannte Mischsprache, die man im Kanton Bern „Großratsdütsch“ nennt und lächerlich macht; ein Zwitterding, nicht Fisch und nicht Vogel, aber ein Notbehelf all derjenigen, die sich über geschäftliche, politische und andere Gegenstände weder rein mundartlich noch rein schriftdeutsch aussprechen können. Um gerecht zu sein, muß man auch zugeben, daß es nicht leicht ist, sich über Politik, Wissenschaft, Kunst, Religion und andere Gebiete höheren Geisteslebens rein mundartlich auszusprechen. Nicht nur sind viele Begriffe, die hier vorkommen,

schriftdeutsch geprägt und durch Zeitungen, Gesetze, Bücher allgemein gebräuchlich geworden; auch die Denkformen, in denen man sich da bewegt, haben in schriftdeutschen Satzbildungen feste Gestalt angenommen. Und da die Mundart, so reich und schlagfertig sie in ihrem angestammten Lebensbereich ist, hier nicht immer aus ihrem Eigenen schöpfen kann, behilft sie sich eben mit Entlehnungen aus der Schriftsprache. Dabei geschieht es nun leicht, daß auch Ausdrücke und Wendungen sich einschleichen, die dem Geist der Mundart geradezu widersprechen, die aus einer Rhetorik stammen, von der die Volkssprache nichts weiß, ja, die ihrem Sinn für schlichte, bündige Wahrheit ins Gesicht schlägt.

Leider bekommt man eine solche blühende, um nicht zu sagen phrasenhafte Rhetorik gerade da zu hören, wo sie am wenigsten am Plage ist: in volkstümlich sein sollenden Festreden, in denen führende Männer zu einer versammelten Volksmenge sprechen, um sie für irgend etwas zu begeistern. Es sei mir erlaubt, an dem abschreckenden Muster einer Schützenrede zu zeigen, wie das etwa gemacht wird.

Wärti Mitbürger!

Es gehört zu den erhebensten Dugeblicke vo mim Läbe, daß' mer vergönnt isch, euch die Schügefahne zrüggez'bringe. Was isch a so-n-ere Fahne gläge?, ghören-i säge. Vom materialischtische Standpunkt us allerdings isch si nüt als es farbigs Tuech an ere Stange. Allein gägen e solchi nidrigi Uffassung empört sech üses tiefsten Empfinde. Für üs isch die Fahne es sichtbars Symbol der Gesamtheit üserer Landschaft und ihrer Bevölkerung, die-n-is als organisch Einheit vorschwäbe söll wie dißi Fahne. Erfüllt vo der Überzügung, daß der Geischt der Solidarität, mit däm mir üs um das Banner schaare, no nid erloschen isch, wei mir's zueversichtlech der Zuekunft etgägetrage. U di vergangene Konflikte zrüggedänke und verjährti Ressentiments wider ufz'wecke, wär im gägewärtige Zitpunkt nid opportun. Nur etwas vom altbewährte Schwizertum wei mer übererette i di kommendi Zit: d'Gesinnungstreui, wie si verkörperet isch im alte Rächt. Vergässe mer aber näbem geschribene Rächt das ungeschribene nid, das jeden i fir Bruscht treit: die Stimme des Gewissens, last not least!

Und nun forderen-i zum Schluß alli uf, als Dokumentation üsres Bekenntnisses zur neue wie zur alte Zit, d'Batterlandshymne az'stimme. I ha gsproche.

Diese Rede ist nicht gehalten worden, zum Trost sei's gesagt.

Sie ist nur das gekünstelte Gegenstück zu einer Fahnenrede, die man in einem der Oberhasler Freilichtspiele („En niwwi Zyt“) von Frik Ringgenberg nachlesen kann und die der Dichter dem Landammann von Oberhasli, Augustin von Weissenfluo, in den Mund legt. Dieser würdige Volksführer bringt seinen Landsleuten das Banner mit Brief und Siegel zurück, das der bernische Rat den auführerischen Oberhaslern als Kriegsbeute abgenommen hat. Dabei hält er folgende Ansprache an seine Meiringer:

Liebi Landslyt!

Mier bringen d'Fahnen ewch em zugg. Es ischt ds Erschta, wa mi syt langem frewd. — Der eint old ander reich vilicht: En Fäzen Lüöch an eme Stäcken? Ob mier dän hein old nid, isch glych. Gägen es felis Zeichen miessen mier is werren. Es ischt nid glych, ob mier en Fahnen hein old nid. Der Boden under isen Fiesen, der Wind um iis, Weid, Wald und Wasser und nid z'lescht äben den mier sälber, das ischt d'Landschaft. Si ischt eis Ganzes und si sol eis großes Ganzes blyben. Fir das is rächt vor Digen z'halten, trägen mier en Fahnen.

Es gid e Chraft, wa nummen chan im Härzen wagen. Mier brüüchen die, fir zun der Fahnen z'stahn. I weiß hit, si ischt no in iis läbändig. Drum wein mier ds Banner an ere niwwen Zyt etgägen trägen. Was hindr-is ischt, ischt gmäihts. Mier lüögen besser nid am zugg. Es treid niid ab. Mit feschem Sinn müöf me Ungüöts vergäffen.

Eis wein mer aber mid is nän vum Alten: Triwwi, so wie si steid i gschribnem Rächt. Derbie terfen mer nid vergäffen: Nüb gschribnem Rächt gits es ugschribes: Ds eigena Gwissen. Wär däm nid loft, chan gschribes Rächt nid halten.

Und ds Leschta no, wa ja nid tarf vergäffen blyben, ischt ds Hasli- lied. Mit däm wein mier den niwwen Wäg probieren z'finden.

Das, denke ich, ist schweizerische Beredsamkeit. Da ist kein Wort, kein Ton, der sich an der Mundart versündigt. Alles ist schlicht und bündig, nicht glänzend, nicht blumenreich; aber das Innere wird fühlbar, das Beben des Herzens. Sie ist selten geworden, diese treuherzige Beredsamkeit; aber sie ist möglich. Aus dem Geiste der echten Mundart heraus ist sie möglich.

Das wissen leider unsre Vereins- und Volksredner nicht, die, um der Menge zu gefallen und sich ihr anzubiedern, in der Mundart zu ihr herabsteigen. Man hört es ihrer Sprache an, daß der Geist

der Mundart ihnen längst abhanden gekommen ist. Was sie als Mundart zum besten geben, ist Wort für Wort schriftdeutsch, bloß mundartlich ausgesprochen. Nicht nur die Wörter, auch ihre Fügung im Satz, ja, die Gedanken selbst sind schriftdeutschen Ursprungs, stammen aus dem Zeitungsdeutsch, der Gesetzes- und Parlamentssprache. So konnte man z. B. letztes Jahr bei einem feierlichen Anlasse in Bern einen Regierungsmann wohl eine Stunde lang zum Volke reden hören — angeblich berndeutsch; aber in der ganzen Rede war kein echt berndeutsches Wort, keine berndeutsche Redensart zu hören. Der Stil dieser „Mundartrede“ war falsch. Besser wäre eine schriftdeutsche Rede im Geist und Stil der Mundart gewesen!

Solche traurigen Erfahrungen machen es einigermaßen begreiflich, daß es auch Leute gibt, die unsre Mundart als verjährt betrachten und ihr ohne tiefes Bedauern baldigen Untergang voraussagen. Es sind ja nicht nur altmundartliche Wörter und Wortformen, die verloren gehn, es ist etwas viel Kostbareres, was verloren geht: gute Schweizerart, wie sie sich in der trafen, wig- und bildreichen Volkssprache zu erkennen gibt. Was soll man dazu sagen, wenn sogar mundartliche Schriftsteller, wie es jüngsthin geschehen ist, der Mundart die Fähigkeit absprechen, ernstere Gedanken und tiefere Gefühle auszudrücken, und ihre Verwendung im Schauspiel auf das Gebiet des Schwanks und der Posse beschränken wollen?

Dem gegenüber wollen wir doch daran erinnern, daß die echte Mundartdichtung seit ihren Anfängen, d. h. seit dem 18. Jahrhundert, den Gegenbeweis leistet, daß sie auch dem Ausdruck des tiefsten Gefühls gewachsen ist. Eines der ältesten berndeutschen Mundartgedichte — es stammt etwa von 1750 — möge als Beispiel dienen. Es ist der „Berner Hochzeitstanz“, von dem J. A. Wyß uns bezeugt, daß er zu seiner Zeit (er schreibt 1806) schon alt gewesen und zuletzt noch auf dem Bucheggberg bei Hochzeiten gesungen worden sei. Ich gebe hier nur die zwei ersten von den drei Strophen wieder. Die Braut steht mit ihren Eltern und der übrigen Familie auf der Schwelle des Hauses und empfängt den Bräutigam, der mit ihr den Gang zur Kirche antreten will.

(Braut) Bin alben e wärti Tächter gsi,
Mues us em Hus, cha nümme drü,
Ch, nümme drü mir Läbelang!
Dr Atti, ds Mueti, Brueder u Schwester u wän i ha,
Die mues ig alli jitz verlah,

Mues luege, wie's mer dusse gang.
O du mi trüüli wärte Schatz,
Jez chumen-i, hesch mer Platz?

(Bräutigam) Bisch fryli e wärte Tächter gfi,
Muesch äbe so-n-e wärte sy,
E wärte sy dir Läbelang.
Dr Atti, ds Müeti, Brueder u Schwester u wän i ha,
Hätt' längischt di gärn by-ne gha,
Un i ha beitet scho gar lang.
O du mi trüüli wärte Schatz,
Chunschcht äntlig? I ha der Platz.

Nur zwei Strophen. Aber sie geben ein sprechendes Bild altehrbaren Lebens im Berner Bauernhaus guter Art. Schwer trennt sich die Braut vom Elternhaus, wo sie wert gehalten war. Sie spricht nicht von Zärtlichkeit und Liebe, nicht von treu beschützter Kindheit und gesichertem Wohlstand, obwohl das ihr Herz auch bewegen mag; nur daß sie wert gehalten war, diese Gewißheit war der Halt und Stolz ihres Mädchentums; und nur die bange Frage, ob sie auch in der neuen Heimat wert gehalten werde, macht ihr den Abschied schwer. Der Bräutigam versteht diese edle Regung und versichert ihr, daß sie bei ihm zuhause von allen, Vater, Mutter und Geschwistern ebenso wert gehalten sein solle. Bescheiden, fast wie eine Dienstmagd, fragt sie den Geliebten, ob er jetzt Platz für sie habe. Auch er ist ihr „trüüli wärt“, und man fühlt, wie das vor allen Zeugen ausgesprochene Wort „Schatz“ das höchste Bekenntnis der Liebe bedeutet. Und der Bräutigam, der in seiner gleich gebauten Rede sich ihrem Ausdruck anpaßt, nimmt ihr auch dieses Wort ab:

O du mi trüüli wärte Schatz,
Chunschcht äntlig? I ha der Platz.

Die Übereinstimmung der beiden Reden zeigt nicht bloß Anpassung an die Melodie, sie drückt sinnbildlich den Einklang der beiden Herzen aus, die Einigkeit der ganzen Denkart.

Nächst der Liebe von Mann und Weib ist es besonders das Heimweh, das in der älteren Mundart ergreifenden Ausdruck gefunden hat; so in dem noch heute gesungenen „Schwizer Heimweh“ von Joh. Rud. Wyß, einem eigentümlichen Zwiegespräch zwischen einem von der Heimat getrennten Schweizer und seinem Herzen:

Härz, mis Härz, warum so trurig
Und was soll das Ach und Weh?
's isch so schön i frömde Lande,
Härz, mis Härz, was fählt der meh?
„Was mer fählt? Es fählt mer alles!
Bi so gar verlore hie.
Sig es schön i frömde Lande —
Doch es Heimet wird es nie.
Ach, i d'Heimet möcht i wider,
Über bald, du Liebe, bald!
Möcht zum Atti, möcht zum Mueti,
Möcht zu Bärz u Fäld u Wald.
Möcht die Firschte wider gschoue
Und die lutre Gletscher dra,
Wo die flingge Gemsli loufe
Und fei Jeger vürers cha....
Uf u furt! u füler mi wider,
Wo's mer jung so wohl isch gsi!
Ha nit Luscht u ha nit Fride,
Bis ig i mym Dörfli bi.“
Härz, o Härz, i Gottesname,
's isch es Lyde, gib di drö!
Will's der Herr, so chan er hälfe,
Daf mer bald im Heimet sy!

Die neuere Mundartlyrik, allem weicheren Ausdruck des Gefühls abhold, steht deutlich unter dem Einfluß der realistischen Dichtung, die in ihrer harten Wirklichkeitschilderung auch dem verbitterten Gemüt einer in sozialem Elend versunkenen Seele Töne ernster Leidenschaft abgewinnt. So das Gedicht „Aldie Wält!“ von Paul Haller, worin ein von seinem Geliebten verratenes Mädchen, das nun allen Glauben und Halt verloren hat, im Tode Zuflucht sucht:

Wenn i numme briegge chönnt
Und 's den andre Lüte säge,
Was mer iez mis Härz verbrönnt,
Was i für es Leid mues träge!
Geschter han-i's erscht vernoh
Und bi drab zum Tod verschroffe:

Myne läuft der Andre noh,
z' Tanz und z' Märt, und loht mi hoche.

Was mer zäme tribe händ
Dinn und duffe hinder-em Gatter,
Niemer weiß' as d'Chammerwänd,
D' Mueter nid und nid de Batter.

Jez het d' Wält fes Freudeli meh,
Nüt meh, wo-n-i drab dörfst lache;
Wenn i hüt de Sigerscht gseh,
Säg em, as er 's Grab mues mache.

Suechet denn am Aareburt,
Wo die schwarze Wyde hange!
We mer zäme chönnte furt,
Wett-i gwüß uf 's Stärbe blange!

Aber de isch wyt vo do,
Schlycht hüt z' Nacht uf andre Wäge! —
Ganz elägge mues i goh
Und darf niemerem adie säge.

Vor solch einem Gedicht wird niemand behaupten wollen, das Schweizerdeutsch eigne sich eben in seiner hergebrachten Art nur zum Ausdruck harmloser Zustände und Gefühle. Aber es gibt noch andere Künstler in der Mundart, die ihren Stoffbereich erweitert haben und damit ahnen lassen, was ihr möglich ist. So hat z. B. der jüngst verstorbene Fritz Liebrich in Basel die Stimmung der Matthäuspasion von Bach in einem seiner Art nach einzig dastehenden Gedicht beschrieben:

Im ganze Minschter gehn die schwäre Teen
De Syle noh, es zitteret jede Boge,
Und d' Passion het 's Chor und der Altar
Mit ihrne Dorneranken iberzoge.

Do spinnen alli Teen ihr heilig Gflächt.
Und drunter schloft e Wunder ururalt
Und nimmt e jede Schmärz ganz in sich uff,
Wo alli Stund us Menschehärze fallt.

E Dornekrone legt sich um dy Seel.
Was klagt die Frauestimm? Wäm grynt sie noh?

Wenn jedi Hoffnig scho bigraben isch,
So fällt me zämme, däwäg sigt me do:
D'Händ hangen iber's Knei, der Lyb verbricht,
Und Geißlehieb tuet's uf eim aberägne.
Der Schweiß wird Bluet, und mänge Tropfe fällt;
Doch wo-n-er hifällt, kan er eim no sägne.
Und weisch: es glänzt e Lied in jedem Ton,
Wie wenn im Finschteren eppis ufgeh will;
Und d'Dorne wärde Roselaub und Bluescht,
Und de stohsch uf, und in der wird's so still.

Damit sind wir schon an die Schwelle religiöser Dichtung gelangt. Hat man nicht früher geglaubt, dieses Gebiet sei der Mundart verschlossen? Aber warum sollte es ihr verschlossen sein? Versteht Gott nicht alle Sprachen? Und ist noch kein Schrei aus Seelennot in mundartlichem Gebet zu ihm hinaufgestiegen? — Ich gestehe, daß ich selber geglaubt habe, die religiöse Ode sei der Mundart versagt, bis ich vor einiger Zeit das Büchlein „Im Läden inn“ von Traugott Meyer kennen lernte und darin ein längeres Gedicht fand, in dem die Seele eines Gottsuchers sich an den Unfaßbaren wendet. Ich kann es hier nicht in vollem Umfang wiederholen, aber auch ein bloßer Ausschnitt dürfte die Bezeichnung „geistliche Ode“ rechtfertigen:

D u

De stellsch is i's Läden
Und losch is lo wachse,
Sunneshts dä,
Schattehalb deine.
Hundert Nämme wei di benamse
Und verdecke di, Liechtwäse,
Mit Nacht und mit Gwülch...
Rätsel bisch is,
Rätsel blybsch is
Bis mer nümme sprüchle
Und Formlen erzwirne;
Bis mer nümme grüble
Und hohli Wälten ufbaue...
Bis mer dostönde:
Wie 's Gras, wie d'Bäum

Und nüt meh wei
As ufgeh, ganz ufgeh!
Dernoch chunntsch ane,
Still, stark, und inn is hne,
— No läbsch inn is
Und mir läben i Dir,
Läbe Di!

Wie hier zur religiösen Ode, so ist die Mundart auch zu andern Dichtungsgattungen emporgewachsen, von denen sie früher ausgeschlossen schien: zur historischen Novelle, zum Roman, zum Märchen-drama, ernstem Schauspiel, sozialen Problemstück und Trauerspiel. Es mußte nur einer kommen, der, aus der Sprache des Lebens schöpfend, die Form bezwang.

Es sind vor allem die Dichter, aber nur die echten, die das können. Sie zeigen uns den Weg ins volle Sprachleben, schärfen unsern Blick für die Kostbarkeiten selbst der Alltagsprache, lehren uns die Kunst, die groben Körner zu edlen Steinen zu schleifen, daß sie glänzen in würdiger Fassung; sie geben uns das Beispiel, wie wir die Muttersprache mit Achtung, Sorgfalt, Verstand und Liebe behandeln sollen, immer uns bewußt, daß ihr Schicksal letztlich von unserm Willen abhängt. Ob wir die Sprachformen reinhalten oder vermischen, den Wortschatz mit Sinn und Auswahl verwenden oder oberflächlich und gedankenlos, einen persönlichen Stil schreiben oder einen farblosen unpersönlichen — das alles ist unsere Sache. Und so ist es auch unsere, der heute Lebenden, Sache, ob die Mundart verkümmert, wie man befürchten muß, oder ob sie die Prüfung dieser Zeit besteht.

Man glaubt jetzt, die Mundart dadurch retten zu können, daß man eine alemannische Einheitsprache, ein Durchschnitts-Schweizerdeutsch, einführt; ein künstliches Gemisch aus unsern kantonalen und landschaftlichen Mundarten, nach dem Grundsatz des Vorrrechts der Mehrheit zusammengestellt — somit eine Sprache, die nirgends gesprochen wird, die überall mit unsern lebenden Mundarten in Widerstreit geraten würde und durch die, wenn sie jemals durchdränge (was uns ausgeschlossen scheint), unser Anteil am deutschen Geistesleben aufs schwerste geschädigt werden müßte. Die alemannische Schweiz wird sich hüten, diesen folgenschweren Schritt zu tun. Sie hat ihn schon einmal zu tun unterlassen: damals, als die kirchliche Erneuerung unter Zwingli andere Wege einschlug als die lutherische. Auch damals trat die Versuchung an uns heran, uns durch eine eigene Schrift-

sprache selbständig zu machen. Es ist glücklicherweise nicht dazu gekommen. Der Gewinn war, daß wir an dem Aufschwung deutschen Geisteslebens vom Beginn des 18. Jahrhunderts an teilnehmen durften, Nutzen ziehend und Nutzen bringend; daß wir am Deutschen Reich und am gesamten deutschen Sprachgebiet, wie die Welschen an Frankreich und die Tessiner an Italien, ein kulturelles Mutterland besaßen, in dem auch unsere Sprache, sofern sie gemeindeutsch war, vernommen und geachtet wurde.

Diesen Vorteil, ganz abgesehen von Gefühlen der Stammverwandtschaft und Geistesgemeinschaft, werden wir auch künftig zu schätzen wissen und trotz der inneren Kluft, die uns gegenwärtig von Deutschland trennt, nicht fahren lassen. Und darum bleibt es auch fernerhin unsere Aufgabe, die deutsche Gemeinsprache neben der Mundart hochzuhalten und zu pflegen. Wie kann das geschehen?

Durch gesetzliche Vorschriften, durch Zwang von oben herab läßt sich in unserm Lande das Sprachleben nicht meistern und binden. Hier hilft einzig das Beispiel der Tat. Darum schließen sich die Freunde der Sprache zusammen. Ist es auch nur ein kleines Häufchen, das unsern Sprachvereinen angehört, so macht uns das nicht irre. Es gibt außer ihnen eine unsichtbare Sprachgemeinschaft von solchen, denen die Erhaltung der Mundarten und die Pflege der Gemeinsprache am Herzen liegt. An diese alle geht unsere Mahnung, den Gefahren und Versuchungen der Gegenwart zum Trotz festzuhalten an der zwielfachen Sprachpflege, die uns Deutschschweizern vom Schicksal auferlegt ist. Es geht nicht anders: jeder muß an sich selbst arbeiten, muß in seinem Kreise mit gutem Beispiel vorangehen, sein Sprachgehör verfeinern, sein Sprachgewissen schärfen; niemals denken: was hat es auf sich, ob ich einzelner so oder so spreche! niemals der gedankenlos dahinplappernden Menge nachtreten und jede Sprachmode mitmachen, sondern sich in Zucht nehmen und ein wachsameres Auge haben für die sprachlichen Mißbräuche, die ihm tagtäglich in der Rede-weise der Leute und Zeitungen entgegentreten.

Eine große Verantwortung fällt der Lehrerschaft zu. Viele von ihnen spiegeln den verhängnisvollen Zwitterzustand unsres heutigen Sprachlebens wieder: sie wurzeln weder fest in einer Mundart, noch beherrschen sie die Schriftsprache genügend, um Sprachgeist in den Schülern zu wecken. Manch einer findet sich auch in der heute aufgewühlten Sprachfrage nicht zurecht; es fehlen ihm die nötigen Kenntnisse über das geschichtliche Verhältnis von Mundart und Schrift-

deutsch; es fehlen ihm die grammatischen Kenntnisse, um die Unterschiede zwischen den beiden zu verstehen und die Hemmungen zu begreifen, die den Schüler beim schriftsprachlichen Ausdruck alle Augenblicke in Verlegenheit bringen. Infolgedessen entbehrt er sowohl der Grundlage zu einer richtigen Deutung der vom Schüler gemachten Fehler als einer fruchtbaren Methode, sie zu verhüten. Vor allem müßten daher unsre Lehrer in der Berufsbildungsschule auf ihre Aufgabe im muttersprachlichen Unterricht gründlicher und zweckmäßiger vorbereitet werden, damit sie, besonders als Vertreter der Bildung auf dem Dorfe, Bescheid wüßten in all diesen Fragen. Sie müßten Klarheit gewonnen haben über die Stellung, die sie dem Zwiespalt von Mundart und Schriftdeutsch gegenüber einnehmen sollen. Statt der völlig nutzlosen Quälerei mit systematischer Grammatik wäre ihnen häufiges Vorlesen guter Schriftwerke, sowohl in Mundart als in Schriftsprache anzuempfehlen. In keiner Schule sollte wenigstens eine wöchentliche Stunde fehlen, eine Freudestunde, in welcher den Schülern rein zu ihrem Genuß, ohne methodische Hinterabsicht und grammatische Nebenabsicht, etwas Schönes durch Vorlesen dargeboten würde oder wo sie selber, z. B. mit verteilten Rollen, aber nach guter Vorbereitung, etwas Wertvolles vorlesen oder darstellen könnten.

Im Vereinsleben sollte die Regel gelten: sprich in der Sprache, die du am besten beherrschest; ist es die Mundart, so sprich Mundart, aber hüte dich vor der Entgleisung ins Schriftdeutsche; ist es die Schriftsprache, so brauche diese, aber bleibe in der Wortwahl und im Satzbau bei der Einfachheit und bezeichnenden Kürze der Mundart. In der Aussprache des Deutschen strebe nach Deutlichkeit und Reinheit, aber nicht auf Kosten des Natürlichen.

Auch unsre Zeitungen könnten vorteilhaft auf das Sprachleben einwirken, zunächst durch einen schlichten, klaren Stil; dann aber auch durch Aufnahme von Einsendungen und eigenen Artikeln in guter Mundart. Viel häufiger als gewöhnlich sollten Sprachfragen, die ins öffentliche Leben eingreifen, besprochen werden. Auch wäre sehr zu wünschen, daß bei Berichterstattungen über Vorträge und Reden (wie bei solchen über Bücher) nicht bloß auf den Inhalt, sondern auch auf die Form eingegangen würde; daß z. B. hervorgehoben würde, was an der Vortragsart und Sprache eines Redners zu loben oder zu tadeln ist, gerade auch wenn er sich der Mundart bedient hat; ob er monologisch über die Köpfe weg oder allgemein verständlich und in lebendiger Fühlungnahme mit der Zuhörerschaft gesprochen; ob ein

Schriftsteller sich als Sprachmeister oder eher als Sprachverderber ausweist; ob er sich treffend und bestimmt oder in gelehrt fremdwörtlicher Geheimsprache ausdrückt usw.

Man hat, zur Stützung der Mundart, auch die Schaffung eines schweizerdeutschen Wörterbuches vorgeschlagen. Ein sehr guter Gedanke, wenn dabei die Rücksicht auf das wirkliche Bedürfnis aller Sprachbesessenen in der Schweiz vorwaltet, von rätselhaften Abkürzungen und gelehrten Fachausdrücken Abstand genommen wird. Ein solches Wörterbuch müßte guten alten Sprachgebrauch empfehlen und von schlechtem abraten, müßte auch durch eine volkstümlich einfache Rechtschreibung den schriftlichen Gebrauch der Mundart jedermann erleichtern. Es leben viele einfache Leute unter uns, die in der Mundart sattelfest sind und nur eine Anleitung zum Rechtschreiben nötig haben, um Selbsterlebtes oder Überliefertes in guter Volkssprache zu erzählen oder über Tages- und Streitfragen sich vernehmen zu lassen.

Es wäre auch zu wünschen, daß die „Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins“, jetzt ein zweimonatliches Blättchen von 4 Seiten, sich auswachsen möchten zu einer Zeitschrift, in welcher Sprachfragen erörtert und, etwa in der Form eines „Briefkastens“, über Richtig und Unrichtig im heutigen Sprachgebrauch Aufklärung gegeben würde.

Ich könnte noch fortfahren zu wünschen, dieses und jenes. Aber noch lieber will ich zum Schluß auf eine literarische Leistung aufmerksam machen, die mehr wert ist als vieles Reden von dem, was sein sollte: ich meine das Büchlein „Chomm mit, mer wönd üs freue“, das der Vorsitzende des St. Galler Vereins für deutsche Sprache zur Feier des Tages herausgegeben hat: eine Sammlung von Versen und Prosa-Stücken in St. Galler Mundart¹⁾. Sie verschafft uns die tröstliche Erfahrung, daß in unsrer lieben Heimat überall, wo guter Wille und verständnisvolle Liebe sich um die Mundart bemühen, neue Blüten dem alten, auch dem scheinbar verschlossenen Boden entsprossen. Und solange die Mundart in solchen erfreulichen Zeugnissen ihre Lebenskraft erweist, wollen auch wir im Sprachverein, statt uns mit andern zu streiten und über die schlechte Zeit zu jammern, uns mit den Worten des Herausgebers grüßen:

Chomm mit, mer wönd üs freue!

¹⁾ Chomm mit, mer wönd üs freue! Gedichtli, Gsprööch und Gsichtli i Sanggaller Mundart. Gesammelt und herausgegeben von Hans Hiltli. Verlag der Jehrschen Buchhandlung, St. Gallen.